

Der Roman einer Verschwörung.

9] Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Bah! Was kann das sein! Meine Entlassung aus der Haft?“

„O, wie können Sie so etwas sagen! Nein, alles hat seine Zeit. Aber es ist schon ein Anfang. Ihre Abspernung ist aufgehoben. Sie werden Ihre Frau Mutter in Ihrem Zimmer statt in dem vergitterten Sprechzimmer empfangen und täglich von 12—2 Uhr das Recht haben, auf dem Hofe spazieren zu gehen, und der Herr Abbé auch. Das ist doch nett, denke ich.“

„Sehr nett, Herr Descoffes. Und wem verdanken wir diese Gunst?“

„Ich habe sie beantragt. Es zerriß mir das Herz, wenn ich sah, wie Sie beide sich langweilten. Was können Sie auch zusammen für Schaden anrichten? Sie werden doch die Stadt nicht in Bränd stecken, nicht wahr?“

„Mein guter Herr Descoffes! So kann ich also heute hinuntergehen?“

„Ja, mein Herr, um zwölf. Ich werde den Herrn Abbé benachrichtigen.“

Nocherenil war sehr zufrieden. Zwei Stunden täglich mit einem Freunde plaudern zu können; welche Erleichterung im Gefängniß!

Nocherenil und Abbé Georget hatten allerdings schon zu wiederholten Malen einander Mittheilungen zukommen lassen. Sie waren beide viel zu gewandt, um die Gelegenheiten, die sich immer bieten, nicht zu ergreifen, und sie waren zu klug, als daß sie sich nicht schon vorher über den im Falle einer Verhaftung einzuschlagenden Weg verständigt hätten.

Einige Minuten nach zwölf Uhr ging Nocherenil hinunter. Der Abbé Georget erwartete ihn bereits. Lächelnd drückten die beiden Freunde sich die Hand. Sie waren nicht allein auf dem Hofe; eine Anzahl Gefangener hatten dort ein Barlauffspiel begonnen. In jedem Augenblick liefen einige der Spieler dicht an den Freunden vorüber und stießen sie fast. Nocherenil und der Abbé verständigten sich durch einen Wink nach jenen hin und durch ein Achselzucken, dann setzten sie sich auf eine Bank, die in einer Ecke stand.

„Man will uns anhörchen,“ sagte Abbé Georget.

„Ja“, antwortete Nocherenil. „Novigo hat jemand nach Poitiers geschickt. Gestern bin ich davon benachrichtigt worden.“

„Sonst nichts Neues?“

„Ja, Michel ist angekommen.“

„Bist Du dessen sicher?“ sagte Georget erregt.

„Ja, und er sprach den Herzog erst vor einigen Tagen.“

„Den Herzog selbst?“

„Ihn selbst.“

„So sollen wir also losgehen?“

„Ja, alles soll bereit sein und zwar vor Ablauf der nächsten vierzehn Tage.“

„Und die Agenten Novigós?“

„Nichts zu fürchten. Der Herzog wird sie auf eine falsche Spur bringen.“

„Der Plan ist nicht geändert?“

„Nein, übrigens werden wir die Einzelheiten regeln, wenn der Herzog angekommen ist.“

„Va bene! Du hast mir nichts weiter zu sagen?“

„Nein.“

Da standen Nocherenil und Abbé Georget auf und nahmen unbekümmert um die Barlauffspieler eine sehr interessante Unterhaltung über das System Babeufs auf, die sie vor ihrer Verhaftung begonnen hatten.

VI.

Es war acht Uhr Morgens, und Juliette Lefrançois lag noch im Bette. Die Zusammenkunft, welche der alte Herr mit der zimmerbraunen Hofe bestimmt hatte, fand erst um 12 Uhr statt, und da Juliette schlecht geschlafen hatte, faulenzte sie noch ein wenig. Nicht etwa, daß die erwartete Zusammenkunft sie beunruhigte, oder daß sie sich über den Besuch Degrange's aufregte. Der Agent hatte — wie er zu Drault gesagt — Juliette sofort als das erkannt, was sie

war, als eine entschlossene Frau, mit der man am besten ganz offen sprach.

Sie besitzen wenigstens einen Theil der Geheimnisse Rochereuil's und der „blauen Brüder“. Um wie viel wollen Sie sie verkaufen?“ hatte er zu ihr gesagt.

Juliette, die ihrem Verteidigungssystem immer treu blieb, hatte ohne jede Erregung geantwortet:

„Ich weiß nichts von den Angelegenheiten des Herrn Rochereuil, und was die „blauen Brüder“ betrifft, so habe ich nicht das Vergnügen, sie zu kennen.“

„Nehmen wir an, daß Sie die „blauen Brüder“ doch kennen, und nennen Sie mir Ihren Preis.“

„Ich brauche kein Geld.“

„Sie wissen doch, daß ich Sie in ein unterirdisches Gefängniß einsperren lassen kann!“

„Kämen Sie damit etwa weiter?“

Bei diesen mit vollkommener Ruhe gesprochenen Worten hatte Degrange nach Hut und Stock gegriffen.

„Sie haben sehr unrecht,“ sagte er; „schließlich werden Sie es sich noch überlegen. Auf Wiedersehen, mein aller schönstes Fräulein!“

„Bitte sehr, Herr Agent,“ sagte Juliette in spöttischem Tone.

Als Juliette allein war, stieg sie in den Garten hinunter, wo sie als Mietherin das Recht hatte, spazieren zu gehen, doch war es ihr untersagt, auch nur eine einzige Blume abzupflücken. Ein sehr überflüssiges Verbot, da der Garten dem Unkraut, das hier stark wucherte, überlassen war. Seitdem die Nonnen die „Heimsuchung“ verlassen hatten, war der Boden nicht mehr umgegraben worden. Denn dieser Garten bildete einen Theil des ehemaligen klösterlichen Nebenbesitzes zusammen mit einem andern, der von Herrn Bourgeois, dem Bürgermeister von Poitiers angekauft worden war. Die beiden Gärten waren theils durch eine kleine Mauer, theils durch sehr weitläufig gepflanzte Hagebuchen von einander getrennt, doch konnte ein Mann ganz bequem hindurchschlüpfen.

Der Herr Bürgermeister ging gewöhnlich nach dem Diner hinter dieser Hagebuchenhecke spazieren und ließ sich zuweilen herab, mit Fräulein Lefrançois ein kleines Gespräch anzuknüpfen. Herr Bourgeois, der Junggesell war, hätte Juliette gern einmal in seinem Garten eine kleine Erfrischung angeboten, aber er wagte es nicht, da Juliette äußerst zurückhaltend war. Die Kleine liebte die schönen Männer nicht, und Herr Bourgeois war sehr schön. Freilich war er unglücklicherweise nichts weiter als schön ohne etwas Eigenartiges oder Originelles im Aeußern. Er hatte ein regelmäßiges Gesicht, eine sehr gerade Haltung und wundervoll gewachsene Beine: kurz, er war ein sehr schöner Mann, der sich aber in nichts von allen schönen Männern unterschied. Das war nicht nach Juliette's Geschmack, die das Außergewöhnliche liebte. Eines hätte sie vielleicht angezogen, wenn sie nicht anderweitig gefesselt gewesen wäre: Man behauptete von Herrn Bourgeois — und er widersprach dem nicht — daß er vor der Revolution einer der Liebhaber der großen Katharina von Rußland gewesen wäre. Herr Bourgeois hatte mit einigen Kameraden von der Rechtschule in einer Nacht die Statue Ludwigs XV., welche die place d'Armes schmückte, verstümmelt und war deswegen gezwungen worden, ins Ausland zu gehen. Er war nach Petersburg gegangen und hatte, um leben zu können, eine Stelle als Hauslehrer in einem adeligen Hause angenommen. Eines schönen Tages begegnete Katharina ihm dort und verliebte sich auf der Stelle in ihn. Die Kaiserin kannte den Werth der Zeit. Zwei Stunden später war der schöne Hauslehrer seinen Rivalen weit voraus und großer Favorit. Bis zum Tode Katharina's wurde er durch ihr Vertrauen ausgezeichnet. Von 1790—94 hatte er, wahrscheinlich mit geheimen Aufträgen, mehrere Reisen nach Paris gemacht und dort mit fast allen Männern der Revolution Bekanntschaft angeknüpft. Im Jahre 1798 kam er nach Poitiers, wohin er nicht gerade viel Geld, aber mehrere diamantbesetzte Tabaksdosen mitbrachte. Dergleichen schien in jenen leichtlebigen Zeiten viel einfacher als heute. Niemand wunderte sich darüber oder kam auf die Idee, Herrn Bourgeois zu verachten, weil er aus einer goldenen Tabakdose schnupfte, die in Brillanten den Namenszug der dankbaren Katharina trug.

Nachdem Herr Bourgeois reichlich bekommen hatte, gab er auch freigiebig, und es hätte nur von Juliette abgehangen, sich davon zu überzeugen. Der Herr Bürgermeister war ein feiner Kenner und hatte sie sofort nach ihrem wahren Werthe beurtheilt. Juliette fühlte sich durch diese Guldigung zweifellos geschmeichelt, auch wies sie Herrn Bourgeois nicht zu schroff zurück; aber das war auch alles.

Am dem Tage, an dem sie den Angriff des Untersuchungsrichters und den Versuch des Spiegels zurückgeschlagen hatte, fühlte sie sich aufs Aeußerste erschöpft, indeß mehr moralisch als physisch, und so war sie nicht eben in der Stimmung, zu „flirten“. Auch wollte sie sich entfernen, sobald sie Herrn Bourgeois hinter seiner Hecke bemerkte. Aber der liebenswürdige Mann hielt sie zurück, und so mußte sie einen Strom jener zugleich respektvollen und ein wenig gepfefferten Galanterien über sich ergießen lassen, in denen unsere Väter Großes leisteten.

Da sie nicht antwortete und zerstreut zu sein schien, fragte Herr Bourgeois in ernstem Tone:

„Haben Sie einen neuen Kummer, mein Fräulein? Sie wissen, daß ich Ihnen ergeben bin und daß Sie über mich verfügen können. Ich bin besser als Sie, schöne Grausame, und trotz Ihrer Strenge will ich Ihnen dienen“, fuhr er in leichtem Tone fort.

Juliette sah ihm ins Gesicht und antwortete nur: „Danke!“ Dann grüßte sie und ging wieder hinauf. —

Wenn Herr Drault sich in der Unterredung, die er mit Juliette gehabt hatte, als geschlagen bekannte, so war sie nicht weniger unzufrieden. Drault hatte nichts von ihr erreicht, und sie nichts von ihm. Wenn sie auch nicht zu stark auf einen Erfolg gerechnet hatte, so hatte sie doch eine unbestimmte Hoffnung gefaßt, auf die zu verzichten ihr schwer fiel. Sie sah fortan keine Möglichkeit mehr, in die „Heimsuchung“ einzudringen und bis zu Rochereuil zu gelangen, so lange er gefangen war. Wann endete diese Haft? Niemand wußte es, und bis dahin waren die Tage und Nächte so lang.

Es war acht Uhr morgens, und Juliette fühlte sich nicht mehr ausgeruht als am Abend vorher, denn sie hatte kaum zwei Stunden von Träumen gestörten Schlafes gehabt. Den ganzen Abend hatte sie an Pierre Rochereuil geschrieben und einen Brief nach dem anderen zerrissen. Sie hatte jedoch den letzten aufbewahrt und unter das Kopfkissen gelegt, um ihn am Morgen noch einmal zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bienenzucht im Alterthum.

Die Bienenzucht wurde bei den Griechen und Römern mit der peinlichsten Sorgfalt betrieben. Sie hatten, schreibt ein Mitarbeiter der „Straßburger Zeitung“, die Gewohnheiten dieser nützlichen Insekten mit allen ihren Besonderheiten aufs genaueste beobachtet und alle Schriftsteller, welche sich mit der Landwirthschaft beschäftigten, haben den Bienen einen sehr hohen Werth beigemessen. Und in der That mußten die Bienenvölker im Alterthum größere Erträge liefern als heutzutage, da das Wachs sehr gesucht war und der Honig den Zucker ersetzte.

Allgemein galt das Geseh, daß die Bienenstöcke an einem geschützten Orte aufgestellt werden müssen. Anfangs ahmte man die in Höhlen von Bäumen oder Felsen befindlichen natürlichen Nester der wilden Bienenvölker nach, indem man in die Mauern oder Häuser, unter dem Dachvorsprung, nestartige Löcher machte, ein Verfahren, welches sich auf den kleineren Bauernhöfen sehr lange erhalten hat. Alle bemittelten Leute jedoch gingen darauf aus, sich ein eigentliches Bienenhaus einzurichten. Zuweilen bestand es aus einem einzigen festen Bau, aus Mauersteinen oder gebranntem Thon; in der Regel jedoch hielt man bewegliche Bienenstöcke, welche aus Holz, aus Baumrinde, gewöhnlich von der Korleiche, aus geflochtenen Binsen, oder auch aus Stroh, welches man mit Erde oder Kuhmist verkittete, verfertigt waren. In Rom, unter den Kaisern, wurden solche aus Spiegelstein hergestellt, wodurch es möglich wurde, wie bei den heutigen mit einem Glasfenster versehenen Stöcken, das arbeitende Bienenvolk zu beobachten. Gewöhnlich hatten die Bienenstöcke auf jeder Seite je zwei Oeffnungen, um den Bienen das Aus- und Einfliegen zu erleichtern; an diesen Oeffnungen war ein Verschluss angebracht, den man nach Belieben öffnen konnte, wenn man die Stöcke besichtigen oder eine Aenderung der Temperatur des Innern herbeiführen wollte.

Zum besonderen Schutz der Bienen wurden die wirksamsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, und ihren geringsten Bedürfnissen wurde aus gewissenhaftester Rechnung getragen. In einem richtigen Bienenhause durfte es höchstens drei Reihen Stöcke geben, und ein Stock durfte den andern nicht berühren. Die unterste Reihe ruhte auf einem steinernen, drei Fuß hohen und mit Stuch bekleideten

Unterbau, um den Zugang kriechender oder kletternder Thiere, wie der Eidechse oder der Schnecke, zu verhindern. Die Bienenhäuser wurden außerdem in einer gewissen Entfernung von den Wirthschaftsgebäuden aufgestellt, um alle ungesunden Ausdünstungen von denselben fernzuhalten. Auch sah man streng darauf, daß in der Nähe des Bienenhauses keine Pflanze aufkam, welche die Gesundheit der Bienen selbst gefährden oder die Qualität des Honigs beeinträchtigen konnte, wie zum Beispiel die Stachelpalme; hingegen pflanzte man in der unmittelbaren Umgebung desselben den Bohnenbaum und den Thymian an, und vergaß nicht, frisches, klares Wasser vorbeizuleiten.

Der mit der Beaufsichtigung des Bienenhauses betraute Sklave mußte dasselbe im Frühjahr und im Sommer allmonatlich dreimal reinigen, oder sich wenigstens versichern, daß es in gutem Zustande war. Um einen Schwarm einzufangen, verfuhr man, wie man oft noch heutzutage verfährt: um zu verhindern, daß sich die Bienen zu weit entfernten, machte man Lärm mit metallenen Werkzeugen oder Geräthen, oder man warf Staub in die Luft; und um sie an den Nist eines Baumes zu locken, bestrich man denselben mit irgend einer süßen Substanz. Auch war den Alten das Verändern ein bekanntes Mittel, die Bienen in den Bienenstock hinein-, oder aus demselben hinauszubringen. Waren sie aufgeregt, so besprangte man sie mit Honigwasser. Brach infolge des Vorhandenseins zweier Königinnen ein Aufstand im Bienenstock aus, so wußte man denselben zu unterdrücken, indem man die schwächste derselben tödtete. Man ging so weit in der liebevollen Pflege, die man den Bienen angedeihen ließ, daß man solche, welche von Unwetter oder Frost überfallen worden waren, sorgfältig aufnahm und sie erst erwärmte, ehe man sie wieder in den Bienenstock brachte.

Der Honig wurde zwei- oder dreimal im Jahre herausgenommen; gewöhnlich nahm man $\frac{1}{5}$ im Juni und $\frac{2}{3}$ im Oktober, jedoch wurde dabei auf die Ungunst der Jahreszeit stets Rücksicht genommen. Bevor diese Arbeit vorgenommen wurde, vertrieb man die Bienen dadurch, daß man in den Bienenstock Rauch hineinblies.

Was die Quantität des gewonnenen Honigs anbelangt, so lesen wir bei dem lateinischen Schriftsteller Varro in seinem Buche über die Landwirthschaft von einem Bienenhaus, welches jährlich bis 5000 Pfund Honig einbrachte. In bezug auf die Qualität lieferte bekanntlich das deswegen oft beneidete Attika den besten Honig.

Trotz der vorzüglichen, zielbewußten Pflege, welche die Alten den Bienen zukommen ließen, hatten sie über das Wesen und Treiben derselben vielfach ganz irrige Ansichten. So wird den Bienen von den Dichtern oft das Beiwort „wiedergeborene“ beigelegt, weil man der Meinung war, sie könnten auf dem Körper eines in Verwesung befindlichen Kindes unmittelfach erzeugt werden. Man wußte auch nichts von einer Königin, sondern glaubte das Bienenvolk von einem Könige, also von einem Männchen, regiert, und des Unterschiedes zwischen Drohnen und Arbeitsbienen war man sich keineswegs bewußt. Endlich behaupteten einige Schriftsteller, der Honig befände sich in fertigem Zustande auf den Blumen, sodas die Bienen nichts anderes zu thun hätten, als ihn von dort in die Waben zu schaffen.

Die Griechen priesen den Ariskäus, einen Sohn des Apollo, als den Erfinder und ersten Pfleger der Bienenzucht. Die Biene war für sie das Sinnbild der Beredsamkeit, oder vielmehr der durch Amuth fesselnden Rede. So sagte man von Plato und von Pindarus, aus ihrem Munde fließe Honig, oder Bienen hätten sich auf ihre Lippen gesetzt. Die Biene war auch das Sinnbild eines wohlgegerichteten Staates, sowie der Gründung kolonialer Niederlassungen. Sie war endlich das Attribut der Diana, der Ceres und der Muse, und ihr Bild erscheint auf den Münzen vieler griechischer Städte und Inseln. —

kleines Feuilleton.

h. Eine Ausstellung von Schülerarbeiten der Kunstschule und des Kunstgewerbe-Museums ist vor einigen Tagen im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums eröffnet worden. Von dem großen Aufschwung, den das Kunstgewerbe jetzt nimmt, ist allerdings wenig in der Ausstellung zu spüren, trotzdem muß eine bedeutende Bervollkommnung der Schulen anerkannt werden, namentlich ist freudig zu bemerken, daß hier und da neben dem rein theoretischen Zeichnen, das die Schüler allenfalls mit den Stifen und der Zeichentechnik bekannt machte, sie aber doch, wenn es hieß, praktisch zu arbeiten, nur zu oft im Stiche ließ, auch Arbeiten aufstachen, die für den Bedarf des Kunstgewerbes berechnet und sofort verwendbar sind. Weniger finden wir dieses durchaus notwendige Eingehen auf wirthschaftliche Bedürfnisse bei der Kunstschule. Neben den üblichen Zeichnungen nach Gips-Ornamenten und Köpfen, sowie den anatomischen Zeichnungen sehen wir Buntornamente, die allem Anscheine nach besonders für Tischler und Dekorationsmaler berechnet sind. Die minutiöse Ausführung der Linien ist zu loben, dagegen mangelt es der Farbengebung meist an Frische und Eigenheit; nur wenige Zeichnungen fallen durch Knappe, aber wirkungsvolle Farben auf. Zu beklagen ist noch, daß sich die Ornamente fast nur in italienischer Renaissanceformen halten. Auch den Blumen und Stillleben mangelt es mit wenigen Ausnahmen an der Farbe. Man fühlt fast stets ein ängstliches, peinliches Wiedergebeimvolles des Meisters heraus.

Das wenige Gute kommt dafür desto mehr zur Geltung. So ist z. B. eine Tulpenborte sehr schön, doch fällt am meisten ein Blumenstück auf durch seine Keckheit und Ungeschicklichkeit. Dem Maler war es nicht um „Schöne“, hübsch zusammengestellte Blumen zu thun, er warf mit wenigen Strichen die großen, krausen Blätter und kleinen, rothen Blüten eines Unkrauts hin. Man bleibt überrascht vor dem Blatt stehen, auf dem ungebundene Natürlichkeit triumphirt. Unter den zahlreichen Modellirungen der Kunstschule treten als bessere Arbeiten ein Mustermann, bei dem die oberen Fleischpartien entfernt sind, und ein Eber, der von zwei Hunden gepackt ist, hervor.

Die Ausstellung der Schule des Kunstgewerbe-Museums ist bedeutend reichhaltiger und auch erfreulicher. Mit dem Zeichnen nach Gypsstöcken hat man sich nicht begnügt, sondern auch den Schülern die Aufgabe gestellt, Porträts nach der Natur zu zeichnen und zu malen. Auch die anatomischen Zeichnungen sind bedeutend eingehender. Doch sind die dekorativen Malereien und Stillleben meist in der Farbe verfehlt; es sind fast durchweg zu viel Farben drin und außerdem haften ihnen ein grauer, gedämpfter Ton an, wie er der berühmten Berliner Renaissance der siebziger und achtziger Jahre eigen ist. Die dekorativen Stücke sind überdies fast durchschnittlich auch in der Zeichnung in diesem traurigen Stil gehalten, der glücklicherweise in der Wirklichkeit fast gänzlich überwunden ist. Unter den Entwürfen für Glasgemälde sind dagegen mehrere, die ungeschmäleren Beifall verdienen. Einer, das blumenplückende Kind im Kornfeld, hat besonders sonnige Farben, während ein anderer, Schwäne auf dem Teich, durch die glücklich benutzten Linien der bei Glasgemälden nothwendigen Verbleibung Lob verdient. Vor allem fällt es angenehm auf, daß die Entwürfe nur wenige, led neben-einander gefetzte Farben aufweisen, was auch bei mehreren der aufgestellten Plakate der Fall ist. Einige der Plakat-Entwürfe sind in der Idee ganz vorzüglich gelungen. Das Zitronensaft-Plakat, auf dem zwei Hände über einer Flasche eine Zitrone auspressen, ist leider etwas grau; eine Buchanweisung, bei der ein Mann ein Buch über seinem Haupte hält und dem Beschauner entgegenreicht, ist voll packenden Lebens. Ein drittes Plakat, Kap's-Pianino's, wirkt durch seine außerordentlich tiefe Stimmung. Eine nackte Frau lauert an einer Brüstung, auf der eine halbverhüllte Harfenspielerin sitzt. Die Kauernde lehrt uns den Rücken zu und starrt auf das dunkle Meer, über dem zwischen grauen Wolken ein heller Sonnenstreif liegt. Ueber dem Ganzen liegt die Sehnsucht nach etwas Besonderem, die uns bei dem Anhören von bedeutenden Musikwerken ergreift. An den Plakaten ist anzuerkennen, daß sie stets auf das Wesen der betreffenden Sache eingehen, doch fehlt es ihnen noch manchmal an auffällender Farbengebung, die zu Reklamezwecken durchaus nöthig ist. Bei den Ferienarbeiten bemerkt man mit Vergnügen Liebe zur Natur und ein feines, förderndes Wählen der Motive. Die Zeichnungen für Tischler zeigen nichts Neues, doch freut man sich an einigen vollständig, flott ausgeführten, farbigen Zimmereinrichtungen. Bei den Entwürfen für Tapeten bemerkt man einen überwiegend englischen Einfluß, der durch ein liebevolles Betrachten der Natur gehoben zu werden scheint. Neben einigen guten Altmodellirungen findet man die modellirten Ornamente, bei denen die Kultivirung von Rokoko und Empire doch zu gewichtig ist. Das Service z. B. ist nichts weniger als schön. Diefelbe übermäßige Anwendung von Rokoko und Empire macht sich bei den Eiselarbeiten unangenehm bemerkbar, die an Sauberkeit der Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen; doch bemerkt man nur bei der großen Wase, deren Bronze und Gold fein abgetönt ist, einen außergewöhnlichen Schwung. Die Emailmalereien sind über eine Nachahmung altitalischer Meister noch nicht hinaus. Bei den Holzbildhauereien erfährt eine Fällung: Triton mit Delphinen, durch ihren glatten Schnitt, und der Spiegel mit dem Papagei durch seine gelungene Idee. Die Kunststickerereien bringen das, was man schon lange auf diesem Gebiete kennt, doch muß man anerkennen, daß sie sauber gearbeitet sind.

Alles in allem: die Schulen sind dem praktischen Kunstgewerbe, das die Anregungen des Auslandes mit manchen Erfolgen aufgenommen hat, nicht voraus. Sie sollten auf das frische Blut, das sich hier und da in ihnen regt, mehr Obacht geben und ihm mehr Nahrung zuführen. —

— Der Gewinn einer Polarreise wird anlässlich *Nansen's* Durchreise nach Amerika von der „Daily News“ folgendermaßen zusammengestellt: Ein Telegramm für ein Londoner Morgenblatt 1000 £., ein Artikel für ein Londoner Morgenblatt 4000 £., Betrag der für das englische und amerikanische Verlagsrecht seines Buches bezahlten Summe 10 000 £., Betrag der für das deutsche, norwegische, schwedische, holländische, österreichische und französische Verlagsrecht bezahlten Summen nach Voranschlag 10 000 £., Ergebnis der Vorlesungsreise in England (nach Voranschlag) 7000 £., Ergebnis der Vorlesungsreise in Amerika (150 Vorlesungen nach Voranschlag) 13 000 £., zusammen 45 000 £. (900 000 M.), was für jedes der drei Jahre allerdings unerhörter Mühen und Anstrengungen 15 000 £. ergibt. —

Literarisches.

— Für junge Herzen. Dichtungen der Neuzeit, ausgewählt von Maximilian Bern. Bildschmuck von Fidus, Berlin. Waarenhaus A. Wertheim. Preis geb. 2 M. — Der Zusammensteller ist ein Mann von Geschmack und ein Kenner. Er hat aber doch nicht verhindern können, daß sein Buch als Ganzes einen

sehr süßlichen Eindruck macht. Es liegt das in der Sache selbst begründet; der Verleger hat es mit dieser Auswahl auf die Töchter des Klein- und Mittelbürgers abgesehen, und deren Empfinden dürfte es auch entsprechen. Das Waarenhaus Wertheim ist also unter die Verleger gegangen! Wohl! Das kann ihm niemand verbieten. Es ist Geschäftsache. Und man scheint auch dieses Geschäft zu verstehen: Der erste Griff ging nach der Geschenkliteratur. Diese geschäftliche Geschäftigkeit erscheint sogar etwas zu groß. Kaum war das Buch einige Tage auf dem Markte, kam schon ein Brief an die Redaktionen: Ob sie es schon besprochen hätten, oder ob sie es etwa gar nicht besprechen wollten zc. Eine „reisende“ Praxis, gewiß, aber nach unserem Geschmack ist sie nicht. —

Kunst.

— Eine neue öffentliche Gemäldegalerie ist, wie die „Köln. Ztg.“ meldet, in diesen Tagen der Londoner City zum Geschenk gemacht worden. Ein Herr Sellar hat der Stadtverwaltung seine Sammlung von 200 Gemälden alter italienischer, niederländischer und englischer Meister als Grundstock für eine städtische Sammlung überwiesen. Der Präsident der Royal Academy wird in diesen Tagen diese unter Kunstfreunden wenig oder gar nicht bekannte Sammlung besichtigen. —

Anthropologisches.

— Ein Mannweib. Die Wiener „N. Fr. Pr.“ schreibt: Gestern (Montag) stellte der Professor der gerichtlichen Medizin Dr. Haberda seinen Hörern eine merkwürdige Persönlichkeit vor, einen brünetten, untersehten Mann mit starkem, schwarzen Schnurr- und Knebelbart und mit dunklen, glänzenden Augen unter den buschigen Augenbrauen. Professor Haberda gab zunächst bekannt, daß dieser Mann eine 33jährige Frau sei. Diese Mittheilung rief unter den Studenten allgemeine Bewegung hervor, der dann lautlose Stille folgte. Die Frau löste inzwischen in etwas theatralischer Pose ihr reiches schwarzes Haar. Sie ist, wie Professor Haberda bemerkte, das sechste von den fünfzehn zum Theil noch lebenden Kindern ihrer Eltern, die zuerst in Linnis gelebt und dann in Italien ihren bleibenden Wohnsitz genommen haben. Zehn Jahre alt, wurde sie in eine Klosterschule geschickt, wo sie zur Jungfrau heranreife; bald darauf mußte sie aber diese Schule unklösterlicher Regungen wegen verlassen, und es verbreitete sich das Gerücht, daß dieses Mädchen ein Knabe sei. Die Frau giebt weiter an, daß sie vor zehn Jahren geheirathet, sich aber wieder von ihrem Mann getrennt habe; hierauf habe sie ihren Vart nicht mehr wie früher rasirt, so daß er zu seiner gegenwärtigen Stattlichkeit heranwuchs. Es stellte sich heraus, daß es sich um eine Zwitterbildung handelt, deren Vorkommen nur durch einige wenige Fälle in der medizinischen Literatur konstatiert ist. Besagte Frau befindet sich gegenwärtig auf einer Rundreise, um sich den medizinischen Lehranstalten erwerbsshalber vorzustellen. —

Aus dem Thierleben.

— Zu der Frage, wo die Schwalben überwintern, bringt der italienische Marineleutnant Vannutelli, einer der zwei Ueberlebenden der Expedition Bottego, einen interessanten Beitrag. Wie der Kap. Maurizio Camperio der „Pers.“ schreibt, hat sich Vannutelli auf eine an ihn gerichtete Frage so geäußert: „Als wir uns im vorigen Winter in der Gegend des Stephanie, des Rudolfs- und des Königin Margherita-Sees aufhielten, sah ich Schaaren von Schwalben an den See-Ufern hin- und herfliegen, wo sie dank dem üppigen Pflanzenwuchs und dem Insektenreichtum viel Nahrung finden. Sie haben dort keine Nester, und das ist begreiflich, weil sie in Europa nisten.“ —

io. Merkwürdige Vogelnester. Es giebt eine ganze Menge von Beispielen aus der Natur, daß die Vögel in der Suche nach Material für ihre Nester nicht überaus wählerisch sind, andererseits aber meistens einen recht guten Instinkt dafür beweisen, ihr Nest aus Gegenständen zu bauen, welche möglichst die Kälte abwehren. Vielfach findet man, besonders in der Nähe von Städten, Gegenstände in den Vogelnestern, von deren ursprünglicher Bestimmung die Vögel jedenfalls keine Ahnung haben können. So wurde neulich in der Nähe der Stadt Lille das Nest einer Goldammer entdeckt, das aus weißer Wolle und aus Papierstreifen bestand, wovon letztere aus einem telegraphischen Bureau von dem dort befindlichen Morse-Telegraphen stammten. Trotzdem die Entfernung bis zu der Telegraphenstation 3 Kilometer betrug, mußte das Vogelpaar ziemlich viele Reisen dahin gemacht haben, denn es war eine so bedeutende Menge von diesen Papierstreifen in dem Neste angebracht, daß man eine ganz anständige Depesche darauf hätte schreiben können. In diesem Falle war die Wahl des Stoffes zum Nestbau eine ganz gute, denn bekanntlich ist das Papier ein schlechter Wärmeleiter, eine Zeitung von ordentlichem Umfange und gutem Papier wie z. B. die „Times“ hält ebenso warm wie eine mäßige Reisfededeck. Weniger Schlaubeit bewies ein anderer Vogel, der sein Nest bei Besancon gebaut hatte; dieser hatte nämlich die Fabrikanten der Gegend um Uhrfedern bestohlen und daraus ein zierliches Nestchen bereitet, in dem das Vogelpaar und seine Kinder wohl aber zuweilen recht tüchtig gefroren haben mögen. Noch ein drittes Nest ist erwähnenswerth. Die Besitzer desselben hatten ihr Heim in der Nähe der Behausung eines großen Bernhardsinerhundes aufgeschlagen und hatten sorgfältig alle ausgefallenen Haare des Hundes zusammen gesucht und zum Nestbau verwandt, und sie hatten jedenfalls die

beste Wahl getroffen, indem sie sich einen wirklichen Pelz als Unterschlupf anschafften. —

Hygienisches.

k. Die desinfizierende Wirkung der Seife hat Dr. S. Rideal einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Und der Forscher kommt zu Schlüssen, die von großem, allgemeinem Interesse sind. In erster Linie wurden die sogenannten „Desinfektions-Seifen“ geprüft, wobei sich ergab, daß die meisten derselben vollständig wirkungslos waren. Von den der Seife zugesetzten desinfizierenden Mitteln, welche an sich eine bedeutende antiseptische Wirkung besitzen, werden viele durch die Verbindung mit der Seife theilweise umgewandelt und in fast wirkungslose Substanzen zerlegt. So wird z. B. die Bor säure in der Seife in eine Natrium-Verbindung verwandelt, die nur noch geringe desinfizierende Wirkungen hat. Die oftmals verwendeten Zusätze von Metallsalzen sind ebenfalls werthlos, weil die meisten dieser Salze eine für Wasser unlösliche Form annehmen und daher beim Gebrauch keinerlei Wirkung ausüben können. Auch die sogenannten ölsauren Verbindungen, die sich als Zusatz zur Seife besonders eignen, verhalten sich vollständig neutral. Bessere Resultate ergaben diejenigen Seifen, bei denen Quecksilber-Jodid zugesetzt war; z. B. üdie eine Seife, die 3 pCt. Quecksilber-Jodid enthielt, eine unbedingt sichere Wirkung aus. Auch Formalin wirkte selbst bei dem geringen Zusatz von nur 0,4 pCt., schon nach 30 Minuten vollständig sterilisierend. Die Versuche wurden mit 2 pCt. Seifenlösungen gemacht. Besonders bemerkenswerth ist, daß Dr. Rideal auch der viel benutzten 3proz. Karbolsäure nur eine sehr mäßige Desinfektionswirkung zuspricht. Die vorerwähnten Untersuchungen sind von großem Werth nicht nur für die Beurtheilung der desinfizierenden Wirkung der Seife überhaupt und deren Gebrauch in Krankenhäusern, sondern namentlich auch für die Widerlegung der vielverbreiteten Ansicht, daß der Gebrauch der gewöhnlichen Seife irgend welchen Schutz gegen die Uebertragung von Desinfektionskrankheiten gewährt, während dies nicht einmal bei den sogenannten desinfizierenden Seifen der oben gekennzeichneten Art der Fall ist. —

Astronomisches.

— Der diesjährige Sternschnuppenfall in der Nacht vom 13. zum 14. November. Immer näher rückt der Zeitpunkt, in dem die Erde mitten durch jenen ungeheueren Schwarm von Meteoriten hindurchgehen wird, der das große himmlische Feuerwerk der Jahre 1799, 1893 und 1866 vernichtete. Dieses Ereigniß tritt ein in der Nacht des 13. zum 14. November 1899 und wird sich unzweifelhaft als ein großartiger Sternschnuppenregen darstellen, ja von unberufener Seite wurde die thörichte Meinung ausgesprochen, es werde dadurch eine Katastrophe herbeigeführt, die füglich als Untergang der Erde bezeichnet werden könnte. Selbstverständlich kann hiervon keine Rede sein, wahrscheinlich wird, wie in allen ähnlichen früheren Fällen, nicht eins von den Myriaden-Meteoriten, die alsdann die höchsten Regionen der Luft durchsuchen, den Erdboden erreichen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß die Erscheinung weniger glänzend sein könnte als in den Jahren 1833 und 1866, weil dieses Mal der Vollmond scheint, dessen Licht die schwächeren Sternschnuppen zum theil unsichtbar macht. Die Hauptwolke dieser Meteore, mit der, wie gesagt, die Erde 1899 zusammenstößt, hat wahrscheinlich vor und hinter sich kleinere Meteorenschwärme. Ersteres schießt man aus Beobachtungen im Jahre 1864, gemäß denen damals in den Morgenstunden des 13. November sowohl in Europa als in Nordamerika zahlreiche Meteore gesehen wurden. Unter dieser Voraussetzung wird auch im gegenwärtigen Jahre in der Nacht vom 13. zum 14. November eine größere Anzahl von Sternschnuppen sichtbar werden. Der vorausgehende Schwarm von 1864 wird in den Morgenstunden des 14. November zurückkehren, allein die Erde wird einen mehr vorwärtsgelegenen Punkt seiner Bahn schneiden, so daß die Meteore nicht so zahlreich als 1864 auftreten können, falls sich nicht in der Zwischenzeit der Meteorenschwarm selbst mehr auseinanderentwickelt hat. Die meisten Meteore wird man in diesem Jahre wahrscheinlich in den Frühstunden des 14. November in Amerika sehen. Bei uns ist auch der Mondschein störend. Am 9. tritt Vollmond ein und am 17. das letzte Mondviertel; am 13. geht der Mond für den größten Theil von Norddeutschland gegen 9 Uhr abends auf und ist die ganze Nacht hindurch im Sternbild der Zwillinge sichtbar. Die Ausfichten sind also nicht besonders günstig, dennoch ist es wenigstens für den Astronomen wichtig, bei heiterem Himmel in den Morgenstunden des 14., 15. und 16. November nach Meteoriten auszusuchen. Die Meteore des Hauptschwarms kommen aus dem Sterbild des großen Löwen und auch diejenigen des Vortrabs werden ihre scheinbaren Ausgangspunkte meist in diesem Sternbild haben. Dasselbe steigt erst gegen 11 Uhr abends über den nordöstlichen Horizont heraus und steht gegen 3 Uhr morgens in mäßiger Höhe am Osthimmel, dorthin wird man dann also vorzugsweise den Blick wenden müssen, wenn man nach den Meteoriten des Leonidenschwarmes ausschauen will. —

Technisches.

b. Elektrische Droschken. Die Elektrizität hat sich ein neues Verkehrsmittel unterworfen; in London sind seit einigen Wochen 15 elektrische Droschken in Betrieb gesetzt. Dieselben ge-

währen ungefähr den Anblick einer gewöhnlichen Droschke, nur sind sie bedeutend schwerer und müssen daher massiver gebaut sein. Der Elektromotor, dessen Leistung drei Pferdekräfte beträgt, befindet sich unterhalb der eigentlichen Droschke und treibt die Achse der Hinterräder an. Den notwendigen elektrischen Strom erhält er von einer Batterie von 40 Akkumulatoren, die etwas über 700 Kilo wiegen; das ganze Fahrzeug hat ein Gewicht von etwa 1500 Kilo. Trotzdem werden nicht unbeträchtliche Geschwindigkeiten, bis zu 14,5 Kilometer pro Stunde, erreicht. Der Kutscher, der aus dem vorderen Theile des Behälters einen nicht sehr erhöhten Sitzplatz gefunden hat, kann durch die Bewegung eines Steuerungshebels das Vorwärts- oder Rückwärts-Fahren, sowie das Anhalten der Droschke bewirken; auch kann er mit dem rechten Fuß eine Bremse regieren, die, wenn sie in Wirkung tritt, gleichzeitig den elektrischen Strom unterbricht. —

Humoristisches.

— In Duodez. Der Fürst eines kleinen Ländchens machte eine Reise durch sein Gebiet. Als er auf dem Hügel vor einer Stadt steht, raubt ihm ein Windstoß den Hut; der anwesende Bürgermeister eilte sofort nach. Auf die Bemerkung des Fürsten: „Aber so lassen Sie doch, mein Lieber“ erwiderte jener: „Keine Sorge, Durchlaucht, ich habe ja einen Paß bei mir.“ — (Lust. Bl *)

— Auf falscher Fährte. Eine etwas blaustrümpfige Dame in Paris hatte vor etlichen Jahren eine größere Zahl von Berühmtheiten an ihrem Tische, und um nichts von deren Geist zu verlieren, bestimmte sie, daß man den Redenden nicht unterbrechen solle. Die Ausführungen Renan's sind, wie immer, höchst interessant, aber etwas lang, und der inzwischen gleichfalls verstorbenen fröhliche Dichter Labiche öffnete den Mund, um ... Doch die Herrin des Hauses läßt ihn nicht zu Worte kommen: „Verzeihung, lassen Sie Herrn Renan ausreden!“ Nach zehn Minuten, als die Diener längst die Teller gewechselt haben, ist dieser endlich fertig, und die Wirthin sagt lächelnd: „Nun sind Sie an der Reihe, Herr Labiche, was hatten Sie an der Idee Renan's auszusetzen?“ „Nichts“, lautet die Antwort, „ich wollte nur noch einmal — grüne Erbsen fordern!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Bei Schmolzin, Kr. Stolp, wurde vor einigen Tagen in der Ostsee ein lebender Schwertsisch von 2 1/4 Meter Länge gefangen. —

— Eine Obstausstellung sollte unlängst in Tilsit eröffnet werden. Da aber nur drei Äpfel und drei Birnen zur Schau gestellt waren, ließ man es bleiben. —

— Eine Packetadresse, die unlängst aus dem Ofen kam, war folgendermaßen ausgefüllt: Anbei: Anias Breitschat, in Leinwand eingewickelt. Soldatenbrief. Eigene Angelegenheit des Empfänger's. —

— Auf dem Wochenmarke zu Frankenthal (Pfalz) wurde eine 82-jährige, angesehene Frau ertrappt, als sie einem Mädchen das Portemonnaie aus der Tasche zog. —

— In Raudnitz (Böhmen) ist eine Frau in einem Alter von 107 Jahren verstorben. Sie war bis zum Tode frischen Geistes und verhältnismäßig rüstig. —

— In Paris wird am nächsten Sonntag die Enthüllung des Guy de Maupassant-Denkmal's erfolgen. —

— Bei Martres, in der Nähe des Garonneflusses (Frankreich) wurden 17 römische Statuen sowie Reliefs und Reste von Wandmalereien ausgegraben. —

— In Marseille ist der Richter Beaudier in der Nacht zum Mittwoch überfallen und getödtet worden. —

— Aus Gent wird die Verhaftung eines reichen Fabrikdirektors gemeldet. Er soll seine Frau vergiftet haben, um seine Maitresse heirathen zu können. —

— Auf dem kaukasischen Flusse Tschoroch kenterten zwei Barken; 12 Personen ertranken. —

— Der betrogene Prophet. In einem Mafrosenheim des östlichen Londons, wo viele Seelente streng türkischen Glaubens verkehren, hat der Unternehmungsgestalt des „fin de siècle“ einen Automaten aufgestellt, der den Anhängern des Propheten gegen Einwurf eines „Penny“ den Segen des Hadji Muliab, direkt von der Glaubensstadt Mekka eingeführt, erteilt. Der Erlös aus dieser „Segenmaschine“ ist für die Ausbreitung der Religion des Propheten bestimmt, und jeder in den Automaten geworfene Penny sichert dem Geber eine „Extra-Houri“ im Garten des Paradieses zu. Dieser „Segen“ ist mit arabischen Schriftzeichen auf ein Zettelchen geschrieben, das nach Einwurf des Geldes unten an der Maschine wie ein Päckchen Schokolade oder ein Fahrbillet herausfällt. Kürzlich ist nun dieser Automat seines kuppernen Inhalts entleert worden, und o weh! — es stellte sich die traurige Thatsache heraus, daß ein großer Theil der mohamedanischen Seelente, obwohl nach dem Segen und der zugesagten Extra-Houri begierig, doch ihren Propheten auf das schändlichste — „beschubst“ haben: Sie haben nämlich statt des echten Geldes vielfach Schwindelmünzen in den Automaten geworfen, Stücke Blei, genau auf die Größe eines Penny zugeschnitten. —